

Eigil Tvibur ist auf den Färöern aufgewachsen, in einem Holzhäuschen am eisblauen Fjord, inmitten von Fischern und Walfängern. Schon seine Vorfahren haben hier gelebt – doch wie diese ist er immer ein Außenseiter geblieben. Liegt es daran, dass er vor dreißig Jahren einen unverzeihlichen Fehler begangen hat? Oder liegt der Grund in den Wurzeln seiner Familiengeschichte? Eigil beginnt nachzuforschen ...

JÓANES NIELSEN wurde 1953 in Tórshavn, der Hauptstadt der Färöer, geboren. Nach der Schule arbeitete er zunächst als Seemann. Erst danach entdeckte er das Schreiben.

Die Erinnerungen ist Nielsens vierter Roman. Neben einer Kurzgeschichtensammlung hat er neun Gedichtbände und drei Theaterstücke veröffentlicht. Zweimal wurde er bereits mit dem Literaturpreis der Färöer ausgezeichnet. 2002 bekam er den Nordischen Dramatikerpreis. Jóanes Nielsen ist verheiratet und hat zwei Töchter.

Jóanes Nielsen

Die Erinnerungen

Roman

*Aus dem Dänischen
von Ulrich Sonnenberg*

btb

Die färöische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Brahmadellarnir« bei Mentunargrunnur Studentafelagsins. Übersetzt wurde von der dänischen Ausgabe, erschienen 2012 unter dem Titel »Brahmadellerne« bei Forlaget Torgard, Hedehusene.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2019

Copyright © 2011 by Jóanes Nielsen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Getty Images/Andre Schoenherr

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

mb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71833-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Geh an einem schönen Wintermorgen aus, drei Stunden,
bevor es hell wird, während die Stadt schläft
und alles Tagewerk noch ruht, und gehe feierlich
durch unsere alte Stadt – dann wirst du erleben,
dass die Erinnerungen ihre heimliche Sprache sprechen.

MAURENTIUS VIDSTEIN

Inhalt

ERSTER TEIL

Der 185. Geburtstag	13
Die Apfelsine	21
Manicus und Panum	23
Mogul	25
Die kleine wandernde Kirche	27
Tóvós Fliegen	32
Großmutter Pisan	37
Sorgen und Verse	40
Der große Barbier	50
Die Geschichte eines Spitznamens	56
Das Fernrohr und die Opiumtropfen	59
Das Mundwerk des Onkels	67
Der hochverehrte Beamte	71
Angelica archangelica	74
Das Gebet, das nicht ankam	83
Eine Daguerreotypie	86

ZWEITER TEIL

Carl Emil und Pole	89
Das Arzthaus in Tvøroyri	99
Seesterne, Schafbohnen und tote Vögel	106
Besuch aus Frodba	113
My sweet Lord	117

Ein färöischer Husar	120
Nächtlicher Besuch	124
Der Bauer vom Ergistova	127
Der Traum von einer Pacht	140
Sonnenmänner	142
Einige Worte zu Kristensa, Eigil und Karin	149
Kulturgeschichte des Scheißköters	157
Der Vatermord	160
Eine verfluchte Nacht in Tvøroyri	166
Der sanfte Sänger	177
Abschiedsstunde	183

DRITTER TEIL

Der Tod und Träume vom Fliegen	191
Das Ehepaar Løbner und Michael Müller	196
Frau und Fräulein Løbner	201
Höfische Liebe	205
Der Offizier, der Pate und mehr über höfische Liebe	207
Heimliche Affären. Fortsetzung der höfischen Liebe	213
Der Hausaltar	218
Der Arbeiterverein von Tórshavn	226
Die Gründonnerstagsmahlzeit	236
Unheimlicher Respekt	246
Der Streik und der hinterhältige Beamte	252
Der Kampf, der alles änderte	263
Der König ist ein Kastrat	271
God will give thee strength to bear	278

VIERTER TEIL

Die schmalen Wege der Törichten	293
Der Stadtratspolitiker Eigil Tvibur	305

Rasselnder Schlüsselbund	311
Das Auge im Schmuckkästchen	317
Es geschah am Sankt-Olafs-Tag 1918	328
Eine kleine misslungene Familie	349
Die gelb umrandete Luke ins Totenreich	356
Man erntet, was man sät	365

FÜNFTER TEIL

Die Moschee	371
Ein mehrere Jahre alter Herbst	374
Geister und Tränen	379
Verletzter Sumbinger	383
Der Schreiber des Leitartikels, der Peiniger und der lange Lulatsch	390
Die Verhaftung	398
O Jesus, Freund der Schwermütigen	404

ERSTER TEIL

Der 185. Geburtstag

Eigil Tvibur schloss die Friedhofspforte hinter sich, und wie so oft, wenn er in den Schatten der großen Ahornbäume trat, kam sein Geist zur Ruhe. Diese Bäume gehörten zu den ältesten Lebewesen der Stadt, und dank ihres Alters und ihrer Schönheit genossen sie allergrößten Respekt. Als die Gemeinde Anfang der sechziger Jahre an der Dr. Jakobsensgøta Abwasserrohre verlegt und in Bürgersteige investiert hatte, musste die steinerne Einfriedung an der Südseite ein Stück versetzt werden. Zwei Bäume standen seitdem vor der Mauer, und um diese Bäume zu schützen, hatte man die Stämme mit einem hübschen Eisengitter versehen.

Die Tannen auf dem Friedhof waren ebenfalls eine Freude fürs Auge. Vor gut hundert Jahren hatte Gerd, die mit dem Unternehmer Ogram aus Oyndarjördur verheiratet war, einige Setzlinge auf die Färöer mitgebracht. Sie hatte ihre Familie in Bergen besucht, und während der ganzen Rückreise den Zuber an Deck des Schiffes festbinden müssen. Vielleicht hatte sich damals schon, als sie dem Sturm und Meer trotzten, etwas Heiteres und Stolzes in den Seelen der Bäume festgesetzt. Zumindest hatte Eigil das Gefühl, dass die Bäume eines schönen Tages ein Lied anstimmen würden, die norwegische Nationalhymne: *Ja, wir lieben dieses Land...*

Die Ebereschen waren klapperdürre, sie gediehen am besten im westlichen Teil des Friedhofs. Auch außerhalb des Friedhofsgeländes hatte man einige gepflanzt. Tatsächlich waren

in der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg in diesem Teil von Tórshavn die merkwürdigsten Anpflanzungen ausprobiert worden. Die Bäume waren rasch zu Kräften gekommen, und die hübschen Kronen mit ihren auffälligen hellgrünen Blättern hatten bald vier Generationen von Einwohnern der Weststadt erfreut – und selbstverständlich auch eine Unzahl von Staren und Spatzen, die in all diesen Jahren in den Zweigen gepfiffen oder gezwitschert hatten. Nun wuchsen die Bäume nicht mehr, man sah es am deutlichsten an den obersten Ästen, die keine Blätter und Borke mehr hatten und leicht abbrechen. Hellgrüne und rötliche Moosteppiche zogen sich die Stämme hoch, und wenn die Sonne schien, fielen goldene Lichtströme durch die schütterten Wipfel. Tatsächlich glichen die Bäume allmählich den Menschen, über die sie wachten. Und warum auch nicht? Längst hatten die Wurzeln das, was von den Verstorbenen in der Erde übrig geblieben war, in sich aufgesogen.

Der Kies knirschte unter den Stiefelsohlen, und wie immer, wenn Eigil zu den Gräbern der namenlosen Kinder kam, hielt er inne. Er wusste nichts über deren Geschichte. Vermutlich waren es Totgeburten, oder sie waren als Babys am plötzlichen Kindstod gestorben. Die Gräber waren so groß wie die Zinkwannen, in denen die Frauen früher Wäsche gewaschen hatten. Nur hatten sie keine Böden. Es stand auch kein Kreuz am Kopfbende. Im Juni und Juli wuchsen darauf Butterblumen und Knabenkraut, und es sah dann so aus, als wehten gelbe und rotblaue Sommerfahnen auf den dünnen Pflanzenstielen.

Eigil ging zum Grab des ehemaligen Landeschirurgen Napoleon Nolsøe. Sein Widerwille gegen diesen Mann war so gewaltig gewesen, dass er 1980 in der Silvesternacht dessen Grab geschändet hatte. Er war der Überzeugung, dass es sich bei Napoleon Nolsøe um die Inkarnation eines durchtriebenen färöischen Nationalisten gehandelt hatte. Vor allem ihm war es

zu verdanken, dass sich nationalistische Strömungen wie eine Epidemie ausgebreitet hatten.

Hätte er die Grabschändung bloß verschwiegen, dann wäre auch nichts geschehen.

Aber als Eigil sich im Dezember 1992 erneut als Stadtrat in Tórshavn aufstellen ließ, berichtete die Tageszeitung *Socialurin* über sein Vergehen. Er, der er die Selbstverwaltungspartei vier Jahre im Stadtrat vertreten hatte, wurde als Grabpisser bloßgestellt. Das Blatt schrieb, er habe ganz bewusst die letzte Ruhestätte eines Ehrenmannes geschändet und sei nicht viel besser als die Neonazis und Antisemiten, die die Grabsteine von Juden beschmierten. Ja schlimmer noch: Während die Farbe der Antisemiten aus einer Dose kam, hatte die Sache mit dem Urin etwas weitaus Persönlicheres.

Wenn nur die Wandlampe im Flur eingeschaltet war und Eigil mit dem Spiegel sprach, der vom Boden bis zur Decke reichte, hatte er sich bisweilen damit verteidigt, dass der Gelehrte Ole Jacobsen ihn überhaupt auf den Gedanken gebracht hatte. In Band 6 der Schriftenreihe *Von den Färöern – Úr Føroyum*, die 1971 von der Dänisch-Färöischen Gesellschaft herausgegeben und von ebenjenem Ole Jacobsen verfasst worden war, war es diesem gelungen, die Leser – zumindest Eigil Tvibur – davon zu überzeugen, dass Napoleon Nolsøe 1846 als Arzt den hippokratischen Eid gebrochen hatte. Und eine derartige Anklage war nicht nur hart, sie war schwerwiegend genug, den Nachruhm des Mannes zu ruinieren.

1846 hatten auf den Färöern die Masern gewütet, und allein in Tórshavn waren ungefähr fünfzig der achthundert Einwohner gestorben. Doktor Napoleon, der damals eine eigene Praxis in Nólsoyarstova hatte, wurde vom Amtmann Pløyen gebeten, sich auf die Insel Suduroy zu begeben, um den Notleidenden zu helfen. Er sollte fünfzig Reichstaler Lohn im Monat bekommen. Und doch weigerte Nolsøe sich, die Reise anzutreten.

Einige Jahre, nachdem Eigil Ole Jacobsens Artikel gelesen hatte, erschien das Buch *Literaturgeschichte I* von Árni Dahl. Es war nicht zu übersehen, dass Árni Dahl den Arzt sehr schätzte. Auf Seite 75 des Buches hatte er eine große Fotografie des Mannes drucken lassen, unter dem Bild fand sich eine kurze Biographie, dazu lieferte Dahl einige Kostproben, die der Candidatus med. & chir. N. Nolsøe auf Färöisch verfasst hatte.

Eigils Wut war entfacht. Schon immer hatte er jene Nationalisten verabscheut, die behaupteten, die heimatliche Dichtung zu lieben, sich aber für die Einwohner des Landes nicht interessierten. Regin Dahl hatte sogar in einem Gedicht geschrieben: *Ich liebe das Land und hasse das Volk*. Vielleicht war es auch umgekehrt. Jedenfalls konnte Eigil solche Worthülsen nicht ausstehen. Aber genau so wurde Napoleon Nolsøe in Ole Jacobsens Abhandlung beschrieben. Er liebte die färöischen Lieder und Weisen, doch seine sterbenden Landsleute interessierten ihn 1846 nicht.

Wäre es nach Eigil gegangen, hätte ein Mann wie Napoleon Nolsøe gar nicht erst in die Literaturgeschichte aufgenommen werden dürfen. Er hatte dort nichts zu suchen. Nicht weil Eigil dagegen war, schreibenden Schurken einen Platz in der Geschichte oder in Nachschlagewerken einzuräumen oder sogar Straßen und Schiffe nach ihnen zu benennen. Ganz und gar nicht. Einer seiner großen Helden war der Nazi-Anhänger Knut Hamsun, und ohne Autoren wie den Marquis de Sade, Céline und Jean Genet hätten der französischen Literatur einige bissige Stimmen gefehlt.

Doch Doktor Napoleon war kein Genet, und noch weniger hatte er sich durch irgendwelche literarische Großtaten ausgezeichnet. Vielleicht hatte er seinen Teil zur Entwicklung der färöischen Rechtschreibregeln beigetragen, mehr aber auch nicht. Der Mann hatte eine Menge Lieder zu Papier gebracht, allerdings nicht eins davon selbst gedichtet; die Texte, die er

niederschrieb, waren bereits von anderen gesammelt und aufgezeichnet worden. Er hatte Abschriften angefertigt, das war seine große Leistung, und die Literaturgeschichte mit Abschreibern zu füllen, war so unpassend wie lächerlich.

Bei einem Treffen des Schriftstellerverbandes hatte Eigil verkündet, die in Dahls Literaturgeschichte aufgenommenen Namen wären ebenso zufällig ausgewählt wie die Namen, die auf der Mitgliederliste des Verbands standen. Einer war mit dabei, weil er vor einem Vierteljahrhundert zwei, drei absolut unbedeutende Kinderbücher übersetzt hatte. Ein anderer hatte an einem Kurzgeschichtenwettbewerb teilgenommen, den wohlmeinende Pädagogen vor ebenso vielen Jahren initiiert hatten und dessen Resultat vollkommen sentimentaler Mist gewesen war. Und ein dritter hatte vermutlich die Festschrift für einen alkoholisierten Schlafwandler der Akademie redigiert. So verhielt es sich mit den meisten Mitgliedern des Verbandes. Die wenigen Autoren, die es wirklich verdienten, in diesen Kreis aufgenommen zu werden, wurden in den Medien als Kulturmafia bezeichnet.

Sollte ein anderer Árni Dahl in fünfzig Jahren eine neue Literaturgeschichte schreiben wollen, bestand die Gefahr, dass er in der Mitgliederliste des Schriftstellerverbandes nach passenden Beispielen suchen würde. Leute, die bestimmt gut mit Kopiergeräten umgehen konnten, würden dann als bedeutende färöische Kulturträger angeführt.

Eigil hatte nur einen einzigen Grund gesehen, warum Doktor Napoleon einen Platz unter den färöischen Göttern und Halbgöttern zugeteilt bekommen hatte. Er hatte das richtige DNA-Profil. Der Arzt war der Sohn des alten Handelsverwalters Jákup Nolsøe gewesen und damit der Neffe des Dichters und Nationalhelden Nólsoyar-Páll. Einzig und allein aus diesem Grund hatte Árni Dahl ihn durch die Hintertür in seine Literaturgeschichte geschmuggelt.

Als Eigil das Grab des Arztes erreichte, stellte er seine Tasche ab. Man schrieb den 26. November, bis zu diesem Tag waren exakt einhundertfünfundachtzig Jahre seit Napoleon Nolsøes Geburt vergangen. Eigil legte die Hände auf den Stein und beglückwünschte Napoleon zu dem Tag, und wie schon so oft, bat er ihn um Vergebung, dass er seine Gebeine besudelt hatte.

Auf der anderen Seite des Friedhofswegs stand ein Betonwaschbecken mit einem Wasserhahn. Er füllte ein bisschen Wasser in eine Schale, schraubte den Deckel von einem Kanister mit Steinreiniger und goss die ätzende Flüssigkeit dazu. Er bemerkte nicht sofort, dass er sich den Ärmel seines Mantels bespritzt hatte, und als er den Fleck schließlich sah, interessierte es ihn nicht sonderlich. Tatsächlich passte der Fleck zu seinem Aussehen. Eigil hatte sich mehrere Tage nicht gewaschen oder rasiert. Seine flinken braunen Augen versuchten, den Ursprung des geringsten Geräuschs zu finden, sei es das Rascheln eines fallenden Blattes oder ein Vogel, der plötzlich anfang zu singen. Im Verhältnis zu seinem Körper war Eigils Kopf auffallend klein, denn er war ziemlich groß, und in dem schmutzigen Mantel sah er noch kräftiger aus.

Er hatte vor, den ganzen Stein abzuwaschen und das Moos und die Flechten abzukratzen, allerdings würde der Stein dann hässlicher aussehen. Ja sicher, die Patina würde verschwinden. Er kniete vor dem Grabstein und begann, mit einem kleinen Schraubenzieher die eingemeißelten Buchstaben von dem Schmutz zu reinigen, der sich darin festgesetzt hatte. Es gab einhundertachtundsechzig Buchstaben. Aber Eigil hatte viel Zeit, und als er sie gesäubert hatte, nahm er einen Pinsel aus der Tasche und fing an, jeden einzelnen Buchstaben noch einmal mit Steinreiniger zu behandeln.

Als würde man eine Leiche waschen, dachte Eigil und musste kichern. Genau, eine saubere Leiche. Wie ein Skelett,

das von trockener Haut beschützt wird, oder wie T.S. Eliot über die flüsternden Stimmen dichtete:

*Leis und sinnlos
Wispern sie miteinander
Wie Wind im trockenen Gras
Oder Rattenfüße über den Scherben
In unserm trockenen Keller.*

Ruhig, Eigil, ruhig, sagte er zu sich selbst.

Ein Rosenzweig zog sich über die ganze Marmorplatte. Er war aus dem grauen Stein fein herausgearbeitet, und an den konkaven Blättern wuchs etwas weiches Moos.

Mit einem Lächeln fragte sich Eigil, ob es Napoleon Nolsø gefallen hätte, dass ein Ururenkel von Nils Tvibur die Buchstaben mit Silberbronze nachzog.

Eigil und Karin hatten verabredet, am Grab einen Geburtstagsschluck zu nehmen, in seiner Tasche hatte er eine Flasche Chablis und zwei Gläser. Er entkorkte die Flasche, zündete sich eine Zigarette an und betrachtete die frisch nachgezogenen Buchstaben:

HIER WURDE AM 3. MÄRZ 1878
DER PENSIONIERTE LANDESCHIRURG
NAPOLEON NOLSØE
BEERDIGT
DIESER STEIN WURDE GESTIFTET VON
SEINEN FREUNDEN ZUR ERINNERUNG
DARAN, WAS ER DEN MENSCHEN
SEINER ZEIT GEWESEN WAR

Karin erschien nicht. Sie hatten sich für vier Uhr verabredet gehabt, jetzt war es fast halb sechs.

Er pustete ein paar Tabakkrümel von seinen Lippen, er war nicht einmal in der Lage zu rauchen, aber es beruhigte ihn, eine Zigarette zwischen den Fingern zu haben.

Verdammt, könnte er sie verletzt haben?

Dusty Springfields Song *You don't have to say you love me* ging ihm durch den Kopf. In der glückseligen Woche, in der sie zusammen gewesen waren, hatte er ihn wieder und wieder gespielt.

Plötzlich ging Eigil der Gedanke durch den Kopf, dass es möglicherweise überhaupt keine Verabredung gab, vielleicht hatte er es sich nur eingebildet. Eigentlich wollte er sie in das neu eröffnete Restaurant in der Nólsoyarstova einladen. Es war Napoleon Nolsøes Elternhaus gewesen. Später hatte der Doktor dort seine Praxis eröffnet, und als er 1874 Henriette Løbner heiratete, war sie ebenfalls dort eingezogen.

Der Rahmen für ein gemütliches Essen konnte nicht besser sein.

Hatten die Teufel der Selbstverwaltungspartei den Plan ver-eitelt?

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Eigil spürte, wie seine Hand zitterte, als er sich ein weiteres Glas eingoss, doch als er zur Friedhofspforte schaute, ließ er das Glas fallen.

Dort stand seine Mutter. Der Gesichtsausdruck des Menschen, der ihm auf der ganzen Welt am nächsten stand, war ausgesprochen besorgt, ihre Hände hatte sie fest verschränkt, als hätte sie Angst, sie zu verlieren. Und neben ihr standen zwei Polizeibeamte.

Die Apfelsine

Der Passagier sprang aus dem Beiboot. Wie ein Segel flatterte sein Mantel um ihn, und als er mit hochgereckten Armen in der Luft hing, ähnelte er wahrhaftig einem Vogel.

Obwohl dieser Anblick weder ungewöhnlich noch lächerlich war, hielt Tóvó sich die Hand vor den Mund. Er musste sich auf die Finger beißen, um nicht in ein unkontrolliertes Lachen auszubrechen. An Bord des Beiboots standen drei Reisekisten, die Medikamente und auch einige Instrumente für kleinere Operationen enthielten: Skalpelle, Scheren, Amputationssägen und sehr viel Gaze. Außerdem Spiritus, Kampfer, Laxantia, Chinin, Opiumtropfen und Quecksilbersalbe.

Weiter draußen lag der Dreimastschoner *Havfruen* auf Reede. Seit Kopenhagen hatten sie guten Wind gehabt. Den ersten Tag mussten sie kreuzen, doch nachdem sie den Skagerrak hinter sich gelassen hatten, kam der Wind aus Süden und Südosten. Sieben Tage waren sie unter vollen Segeln gefahren und hatten gegen Mitternacht die Anker auf der Reede von Tórshavn geworfen.

Die Kisten wurden gelöscht, und der Passagier wandte sich an Tóvó. Da verschwand die Heiterkeit aus den Augen des Jungen, der so leicht zum Lachen zu bringen gewesen war, und er war plötzlich wieder das sechs Jahre alte Kind, das aus reiner Neugierde nach Vippen zum Anleger gekommen war. Der Passagier hatte freundliche, aber forschende Augen. Er holte

eine Apfelsine aus der Manteltasche und gab dem Jungen dieses sonderbare rötlich gelbe Ding. Tóvó sprach kein Dänisch, doch so viel verstand er, dass es sich bei einer Apfelsine um etwas Gutes handelte, das essbar war.

Manicus und Panum

Vor zwei Wochen erst hatten die dänischen Hauptstadtzeitungen über die heftige Masernepidemie berichtet, von der die Färöer heimgesucht wurden. Der erste Artikel war am 17. Juni 1846 in *Fædrelandet* erschienen, und obwohl kein Name darunter stand, vermutete man, dass ihn Doktor Napoleon verfasst hatte – zumindest aber hatte er ihn angeregt, und Niels C. Winther, den seine Freunde Doffa nannten, hatte ihn dann zu Papier gebracht. Die *Berlingske Tidende* druckte den Artikel nach, und der Inhalt wurde als dermaßen alarmierend angesehen, dass die Rentkammer sofort die Initiative ergriff, um ärztliche Hilfe auf die Färöer zu entsenden. Zwei Ärzte wurden gebeten, sich dieser Aufgabe anzunehmen.

Einer war der 26-jährige August Manicus. Sein Vater, Claus Manicus, hatte in den Jahren 1820 bis 1828 als Landeschirurg auf den Färöern gearbeitet, der Sohn hatte in Tórshavn seine Kinderjahre verbracht. Zu seinen Spielkameraden hatten damals Vencil Hammershaimb und Doffa gehört.

Der andere Arzt war der Mann mit der Apfelsine, besser bekannt als Peter Ludvig Panum.

Fünf Monate reisten die beiden auf den Inseln umher und versorgten die Bevölkerung mit medizinischer Hilfe. Außerdem studierte Panum gründlich die dortigen Lebensverhältnisse. Er untersuchte, wie die Menschen wohnten, und beschäftigte sich mit Fragen der Hygiene und der Ernährung. Die scheinbar unwesentlichsten Details notierte er. Er schrieb über

ihre Kleidung und wie das Wetter den allgemeinen Gesundheitszustand des Körpers und der Seele beeinflusste.

Das Resultat seiner Untersuchungen wurde im Frühjahr 1847 in der *Bibliothek für Ärzte* veröffentlicht.

Allerdings wusste vor dem 17. Juni 1846 niemand, auch Panum nicht, dass diese Abhandlung zu einem der großen Durchbrüche in der modernen Epidemiologie werden sollte.

Ebenso wie Panum schrieb auch Manicus über seinen Aufenthalt auf den Färöern, und obwohl sein Bericht, der in der *Wochenschrift für Ärzte* zu lesen war, nicht so umfassend war wie die Abhandlung seines Kollegen, erkannte er klar, dass die Erkrankung in Zusammenhang mit den sozialen Verhältnissen stand. Manicus schreibt: *Die Insel Sumbø war eine der Gegenden, in denen die Epidemie die meisten Opfer forderte. Die Armut ihrer Bewohner, zugige Unterkünfte und der Umstand, dass große Teile der Bevölkerung nicht genug zu essen hatten und keinerlei ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen konnten, ist eine Erklärung dafür.*

Manicus sagt geradeheraus, dass die Krankheit *die dänischen Familien nahezu verschonte und auch bei den wohlhabenden Einheimischen äußerst harmlos verlief.*

In einer Fußnote ihrer Dissertation *Kenntnis und Macht* aus dem Jahr 2006 schreibt Beinta í Jákupsstovu: *Mitte des 19. Jahrhunderts war eine Zeit starker ideologischer Strömungen. Manicus könnte mit politischen Ideen sympathisiert haben, die die Verschärfung sozialer Gegensätze anprangerten, oder auch mit dem färöischen Nationalismus.*

Allerdings räumt sie ein, dass sich keinerlei Quellen finden, die diese Annahme bestätigten.

Mogul

Mogul legte den Kopf in Tóvós Schoß. Er gähnte herzhaft, und als der Junge begann, ihm verklebte Sandkörner aus den braunen Augen zu pulen, leistete er keinen Widerstand, er schluckte sogar die kleine Kugel, die der Junge zwischen den Fingern rollte und ihm auf die lange Zunge legte.

Vermutlich ahnte er, dass Tóvó es war, der ihn am Leben erhielt. Er ging in sein zwölftes Jahr, und wie es bei alten Hunden manchmal vorkommt, schnappte er hin und wieder nach Leuten. Er schnappte auch nach Haustieren, und eines Tages, als er eines von Frau Løbners Hühnern totgebissen hatte, sagte Martimann, nun seien die Tage des Hundes gezählt.

Tóvó wusste nicht genau, was »gezählte Tage« bedeutete. Er konnte bis neunzehn zählen, und er wusste, dass an Fasching Tanzspiele mit Abzählen gemacht wurden, aber daran dachte sein Vater vermutlich nicht. Doch als Martimann den Hund festband und den Vorderlader aus dem Haus holte, begriff der Junge, dass Mogul erschossen werden sollte. Das bedeuteten also die gezählten Tage.

Er brach in Tränen aus. Er sagte, das Huhn habe angefangen. Es habe Mogul so oft geärgert. Der Teufel habe es geschickt, und am Abend, wenn alle schliefen, werde Tóvó alle Hühner der Stadt verbrennen.

Den Vater verblüffte Tóvós heftige Reaktion. Nie zuvor hatte er erlebt, dass sein Sohn mit dem Fuß aufstampfte und ihm mit der Faust drohte. Der Junge war erst sechs Jahre alt, aber

so, wie er schrie, glich er einem wütenden Zwerg. Tóvó schlang die Arme fest um Moguls Hals und erklärte, er werde ihn niemals wieder loslassen.

Eine Weile überdachte Martimann die Situation. Er wusste, wie glücklich der Junge über den Hund war; wenn er das Tier jetzt erschoss, würde Tóvó ihm lange böse sein. Er konnte Frau Løbner etwas Fisch als Entgelt für das tote Huhn bringen, sie würde ihn sicher annehmen. Sie sahen so niedlich aus: Tóvó in Tränen aufgelöst, die Arme um Moguls Hals, während der Hund mit einem fragenden Gesichtsausdruck auf den Hinterbeinen saß.

Martimann löste das Seil, doch um zu zeigen, dass er trotz allem noch ein wenig Autorität besaß, versetzte er dem Hund einen Tritt, dass der über den Hofplatz flog.

Tóvó hörte nicht auf zu weinen. Er hasste seinen Vater. Er hoffte, ein Wal möge ihm den Arm abbeißen, oder ein Stein flöge durch die Luft und träfe ihn mitten zwischen die Augen.

Die kleine wandernde Kirche

Obwohl es sich um einen gewöhnlichen Wochentag handelte, war Tórshavn eine tote Stadt, und so ging es bereits seit Wochen. Nicht ein Hammerschlag war zwischen den Häusern zu hören, keine Frau wusch Kleider im Flüsschen, und kein ausgelassenes Kind ließ Fassreifen durch die Gassen rollen. Die Stadt, die unter normalen Umständen in der Lage gewesen wäre, sechzehn Achterboote zu besetzen, konnte im Mai und Juni kaum ein einziges Boot bemannen.

Aus der Vogelperspektive erinnerten die mit Grassoden bedeckten Häuser an große Napfschnecken, die sich am Felsen festgesaugt hatten. Kein Lebenszeichen drang aus ihnen.

Es stand so schlimm, dass Pastor Hans auf Kosten der Armenkasse einige Tonnen Gries hatte kaufen lassen. Auf dem Herd der Hebamme Adelheid Debess stand ein großer Kessel, der andere hing bei einem alten Ehepaar in Bakki über dem Feuer. Einige Kranke waren imstande, sich die Suppe selbst zu holen, doch dort, wo der gesamte Hausstand hustete und sich erbrach, musste das Essen gebracht werden; und in einigen Fällen war es auch notwendig, die Kranken zu füttern.

Einer der Uneigennützigern, die sich um die Erkrankten kümmerten, war der Alte Tóvó. In jüngeren Jahren war er als Weiberheld verschrien, dennoch ließen die Frauen sich jetzt von ihm in den Nacken fassen, um den Kopf anzuheben, wenn er ihnen Wasser oder Suppe zu trinken gab. Er sog ihren angenehmen Duft ein und meinte zu einer Verwandten, die in der

Bakkahella-Straße wohnte, dass es ihm gefallen würde, wenn Frauen krank waren, denn dann seien sie so folgsam. Die Verwandte versuchte zu lächeln und erwiderte, er sei schon immer ein Prahlhans gewesen.

Die Leute gingen nicht mehr in die Kirche. Seit die Masern die Stadt im Griff hatten, hatte die Kirche nur die Toten beherbergt. Bis zu acht Särge auf einmal standen aufgebockt im Chor und im Mittelgang. Den Hygienevorschriften entsprechend waren die Särge innen geteert, und der Gestank nach Teer und verwesendem Fleisch erfüllte die Kirche mit einer unermesslichen Trostlosigkeit. So schnell wie möglich wurden die Toten aus den Häusern geschafft, sie wurden weder gewaschen noch in irgendeiner anderen Weise hergerichtet, bevor der Karren sie holte. Es war ein alter Brauch, den Toten die großen Zehen zusammenzubinden, damit sie nicht wieder gehen konnten, doch die Masern hatten den meisten Traditionen den Boden entzogen. Außerdem war es keineswegs sicher, dass die Toten überhaupt wieder gehen wollten. Wozu auch? Im Mai und Juni war der Tod in Tórshavn splitternackt und unübersehbar, und weder den Lebenden noch den Toten war solch ein Spuk zuzumuten, zumal wenn die Herbststürme die Stadt in salzige Meeressicht hüllten.

Adelheid trocknete ihre Tränen und lächelte. Das sei schon eine sonderbare Flotte von Särgen, die da auf die Gewässer der Ewigkeit hinausfuhr, meinte sie. Die Segel bestünden aus den Lumpen, die die Leute getragen hatten, als sie starben: Nachthemden, Hosen, Schals und löchrige lange Leinenhemden.

»Jau, jau«, antwortete ihr Mann, Ludda-Kristjan, und zuckte mit der linken Achsel. Er stammte von den Leuten aus Kák, die sich gern aufregen, aber gegen seine Frau konnte er nicht viel ausrichten. Er wagte nicht, ihr zu sagen, dass sie ihr verdammtes Maul halten und mit dem eigenartigen Gerede aufhören solle. So redeten die Leute, die Propst Lund um sich geschart

hatte. Sie waren schrecklich sentimental, geradezu widerwärtig.

Eine Ausnahme bildete der norwegische Korporal Nils Tvibur, oder Muhammed, wie er auch genannt wurde. Bereits am Kreuzauffindungsfest Anfang Mai kam er in Ludda-Kristjans Werkstatt und erklärte, dass der mit dem Holz nicht so verschwenderisch umgehen solle. Unter den gegebenen Umständen reiche es aus, wenn jeder Sarg einen Fuß hoch sei, und sollte die Epidemie weiter anhalten, würde es wohl notwendig werden, sich die Bestimmungen noch etwas genauer anzusehen.

Ludda-Kristjan fragte, ob er an ein Massengrab denke, und genau das war Nils Tviburs Plan. Bei einem Massengrab genüge es, die Toten in ein Leintuch zu wickeln und Kalk über die Leichen zu streuen.

Unter den Soldaten der Festung Skansen war Nils Tvibur derjenige, zu dem Amtmann Pløyen das größte Vertrauen hatte. Den Worten des Korporals konnte man vertrauen, der Mann redete niemandem nach dem Mund. Die Soldaten waren für das Löschen der Schiffe der Handelsgesellschaft verantwortlich, und die Handelsgesellschaft bestritt deswegen auch den Unterhalt der Festung. Als Korporal war Nils selbstverständlich der Vorarbeiter. Er konnte streng zu den Leuten sein, auch zu seinen eigenen Männern, aber er war ein tüchtiger Kerl, der alles im Griff hatte und dafür sorgte, dass alle anfallenden Arbeiten erledigt wurden.

Sein Taufname war Selleg, und er stammte aus Norwegen, von der Halbinsel Sveio in Hordaland. Niemand nannte ihn Nils Selleg, und im Schanzenbuch unterschrieb er immer nur als Nils Tvibur, weil *tviburi* auf Färöisch Zwilling heißt. Er war der Zweitgeborene gewesen, weshalb sein älterer Zwillingsbruder den Hof geerbt hatte.

Nils Tvibur war niemand, der sich selbst schonte, und als

der Totengräber im Mai die Masern bekam, übernahm Nils dessen Spaten, und er führte auch die Pferde, die den Karren zogen. Leichen mit zu großen Köpfen brach er das Genick, um den Deckel auf den Sarg nageln zu können.

»Teufel auch«, sagte er eines Tages, als der Pastor einen Mann aus Hoyvik segnete, dem Nils das Genick gebrochen hatte. »Der sieht aus, als würde er etwas hören, das ich nicht höre. Hauptsache, es sind nicht die Füße von Iblis.«

Pastor Hans erbleichte, als er den Namen Iblis hörte. »Du sollst den Namen des Satans der Muselmanen nicht in einer christlichen Kirche aussprechen«, sagte er und schlug das Zeichen des Kreuzes über der Leiche.

»Schon gut«, antwortete Nils.

Es gab nur wenige Tage, an denen der Korporal und der Pastor sich nicht begegneten. Einmal erkundigte sich der Gottesmann, warum Nils für den muslimischen Glauben schwärmte.

Nils erwiderte, der Glaube als solcher interessiere ihn nicht sonderlich. Weder der muslimische noch der christliche Glaube und so gesehen auch nicht das Judentum. Aber im vergangenen Jahr sei ein Mann gestorben, den er sehr geschätzt habe, der Zeitungsredakteur Henrik Wergeland. Nils sagte, das dichterische Werk Wergelands kenne er nicht, aber seine Texte über die Glaubensfreiheit seien starke Mannesworte. Es sei Wergeland gewesen, der ihm die Augen für Muhammed geöffnet habe, den großen Wüstenkapitän, wie Nils ihn gerne nannte. Seither hatte er so gut es ging versucht, sein Leben auf muslimische Weise zu führen. Es wusste, dass dieser Menschenschlag nahe den großen Bergen lebte, an denen Noahs Arche gestrandet war. Ihre Städte lagen bis zur Persischen Bucht verstreut, und auch überall an den nordafrikanischen Stränden wohnten Moslems. Sie waren nicht zu geizig, den Armen Almosen zu geben, außerdem galten sie als furchtlose Krieger.

Es war der Ausnahmezustand in der Stadt, der den Pastor den ungewöhnlichen Entschluss fassen ließ, sich mit Psalmen- gesang und Gebeten unter seine Stadtkinder zu begeben – jetzt, da es in der Kirche nur noch Platz für die Toten gab.

Anfangs machte er sich allein auf den Weg und blieb kurz in der Bakkahella, am Doktoragrund gegenüber der Bibliothek oder einfach dort stehen, wo er sah, dass eine Tür einen Spalt- breit geöffnet war. Er betete ein Vaterunser, segnete den Haus- stand und sang eine Strophe aus einem Kirchenlied.

Aber seit Anna Sofie und Henriette Løbner, Mutter und Tochter, ihn begleiteten, waren noch weitere arme Schlucker dazugekommen. Meist sangen die drei *Fahr dahin, Welt, leb' wohl* von Thomas Kingo, und zwar zur Melodie einer Sara- bande, und die wiegenden Schritte gaben dem Gefolge ein ehr- würdiges und gleichzeitig merkwürdiges Aussehen.

Kein Dichter hatte größere Bedeutung für die färöische Volksseele gehabt als ebenjener Kingo, und als Professor Chris- tian Matras 1929 *Fahr dahin, Welt, leb' wohl* ins Färöische über- setzte, ging er summend durch die schmalen Gassen, durch die Pastor Hans einst gegangen war, nur um diese besondere Musikalität Kingos in den Versen zu bewahren.

Das Gefolge sang auch die neueren und sanfteren Psalme von Adam Oehlenschläger, *Lehr mich, o Wald, freudig zu wel- ken*; und wenn sie an dem Haus in Geil vorbeikamen, stand Tóvó bisweilen in der Tür und schaute und hörte dieser kleinen wandernden Kirche zu.

Tóvós Fliegen

An diesem Morgen wurde Tóvó von seiner Mutter geweckt. In den letzten beiden Tagen war sie ein paarmal zu ihm gekommen, hatte aber kein Wort mit ihm gesprochen. Sie verhielt sich nicht wie sonst, und jetzt, da die Masern und ihre Folgen ihr nichts mehr anhaben konnten, brach sie hin und wieder in ein Heulen aus, das so herzerreißend klang, dass Tóvó sich die Ohren zuhalten musste. Und wenn das auch nicht half, ging er nach draußen. Er wusste nicht, dass dieses Heulen den aufkeimenden Wahnsinn ankündigte, und seine Mutter in den kommenden Jahren den Spitznamen »Verrückte Betta« bekommen würde.

In seinen *Beobachtungen* schrieb Panum: ... *vermutlich gibt es kein Land, ja möglicherweise keine Hauptstadt, wo Geisteskrankheiten im Verhältnis zur Volksmenge so häufig vorkommen wie auf den Färöern.*

Tóvós Bruder Lýdar und seine Schwester Ebba lagen beide krank darnieder, und zwischen die Betten hatte ihr Urgroßvater einen Spucknapf mit Meerwasser gestellt. Nach einem alten Hausrezept hatte es angeblich heilende Kräfte, daher ging der alte Mann oft auf die kleine Landzunge Bursatangi und spülte den Napf dort aus. Um die Fliegen fernzuhalten, legte er einen Deckel darauf, und doch umschwirrten sie diesen interessanten Holzbehälter. Bisweilen setzten sie sich auf den Rand, und wenn sie ihre schimmernden Beine putzten, schnappte Tóvó zu. Die meisten Fliegen tötete er sofort, einige quälte er

aber auch langsam zu Tode. Er legte seinen Fang in dem Napf auf den Rücken und spürte, wie das sanfte Vibrieren des Fliegenkörpers an seinem Zeigefinger und Daumen kitzelte; bevor das winzig kleine Herz den letzten Schlag tat, lagen ausgerissene Flügel und Beine auf der Bank. Wie ein Schiff ohne Rudergänger segelte die Fliege auf dem kleinen, durch einen Blechrand begrenzten Meer umher. Sie versuchte, den Rand zu erreichen, aber jedes Mal, wenn sie mit zwei oder drei Beinen Halt fand, wurde sie ohne Gnade zurückgeschubst. Nach und nach gab sie den Kampf um ihr erbärmliches Leben auf.

In der Tabakdose, die Tóvó hinter den Löwenfüßen des Heegaard-Herds aufbewahrte, lagen neunzehn tote Fliegen. Die Dose war mit einer Kordel verschnürt, und wenn er den Deckel abnahm, roch es ein bisschen nach Verwesung, vor allem aber nach Kautabak. Die Fliegen, die nicht zu Tode gequält worden waren, hatten die Flügel eng an den Körper gelegt und die dünnen Beine zusammengefaltet. Es sah aus, als würden sie um Vergebung bitten, dass sie überhaupt existiert hatten.

Gemeinsam war allen Fliegen, den gequälten und zerquetschten wie den ertrunkenen, dass sie als Opfer des Krieges angesehen werden mussten, den Tóvó auf eigene Initiative gegen die Masern führte. Denn so viel hatte er verstanden, die Masern waren auch eine Art von Fliegen. Wenn sie mit ihren winzig kleinen Masernaugen jemanden ansahen, bekam dieser Mensch sogleich Fieber und begann zu husten oder wirr zu reden. Einige sangen auch während ihres Fieberwahns und hörten nicht auf, mit Kehllauten vermischte Worte zu summen, bis sie entweder nicht mehr konnten und einschliefen oder blau anliefen und aufhörten zu atmen.

Aber Tóvó verstand nicht, warum die Masernfliegen ihre Strahlen nicht auf den Urgroßvater gerichtet hatten oder weshalb Mogul sich nicht ansteckte. Denn so, wie sie sich verhiel-

ten, gab es durchaus ein paar Kühe, die die Masern bekommen hatten.

Es wäre besser, sie würden an den kleinen See Hoyvíkstjørn oder ins Moor von Konmansmýri laufen und Gras, Klee und Thymian fressen; ihre Kälber könnten dann so ausgelassen sein, dass sie vor Freude in die Höhe sprangen. Manchmal graste das Vieh ganz oben am Svartifossur, und als Betta und die Kinder an einem Sonnentag im letzten Sommer zu dem Wasserfall hinaufgegangen waren, um Beeren zu pflücken, hatten sie dort sogar einige weiße Raben und einen Reiher gesehen, der am Wasserfall fischte.

Der Svartifossur lag nicht so hoch wie der Villingardalsfossur, und er war auch nicht so tief wie die kleinen Bäche, die sich über die Felskanten in Kaldbaksbotnur stürzten, und doch war er schöner als jeder andere Wasserfall. Wenn die Sonne schien, konnte man auf den dunklen, herrlich warmen Felsen sitzen. An den Pflanzen, die am Ufer wuchsen und von den Felsen hingen, leuchteten kleine rote Blüten, und in den Felspalten sah man ganze Bündel von gelbem Rosenwurz. Das hohe Schilf, das nördlich des Wasserfalls wuchs, nannte Lýdar Messergras, weil es so scharf war, dass man sich daran schneiden konnte.

Ihre Mutter behauptete, auch die Regenbögen liebten den Svartifossur, und die Kinder glaubten ihr. Hier wurden die Farben des Regenbogens gemischt, erst dann spannten sie sich stolz und schön über den Fjord bis Nólsoy. Manchmal traf der Bogen Heimistova, wo ihre Großeltern wohnten, und bisweilen zog er sich sogar bis nach Eystnes auf Eysturoy. Der Svartifossur sei das Paradies für alle, die Beeren liebten, sagte seine Mutter und wischte den roten Beerensaft von den Lippen der Kinder. Lýdar plantschte im Bach und als er herauskam, wickelte Mutter den nackten Jungen in ihren Schal.

Aber jetzt hatte sich alles geändert. Es gab niemanden mehr, der die Kühe melkte, sie waren verrückt geworden und brüllten durch die Türen der Menschen.

Seit dem Tag, an dem sein Vater den Hund umbringen wollte, sorgte sich Tóvó auch um Mogul. Doch das wagte er niemandem zu erzählen, auch nicht seinem Urgroßvater.

Aber er fragte den alten Mann, warum er nicht krank wurde.

Und der antwortete wahrheitsgemäß, dass er sich 1781, als die Masern das letzte Mal auf den Inseln wüteten, angesteckt habe, und zweimal könne man die Krankheit nicht bekommen. Deshalb habe er auch keine Angst, zu den Leuten zu gehen und ihnen zu helfen. Und vielleicht ahnte der Alte, dass den Jungen etwas quälte, denn er fügte hinzu, dass Hunde, die säuerlich aus dem Hals rochen, sich auch nicht anstecken würden.

Tóvó fragte, ob es richtig sei, dass die Krankheit durch die Luft geflogen komme. Und der Urgroßvater erklärte ihm, dass an Mariä Empfängnis ein Schiff aus Dänemark gekommen war, und dieses Schiff hatte die Krankheit nach Tórshavn gebracht.

Tóvó hatte von Dänemark gehört, er wusste, dass dort ein Prinz lebte. Er hatte den Prinzen gesehen, als der vor zwei Jahren mit einem Kriegsschiff nach Tórshavn gekommen war. Tóvó runzelte plötzlich die Stirn und fragte, warum der Prinz ein Schiff mit Masernfliegen auf die Färöer schickte?

Der Urgroßvater unterdrückte ein Lächeln, als er das ernste und liebenswürdige Gesicht des Jungen sah. Nicht einmal seine eigenen Kinder hatte er so geliebt wie Tóvó. Und wie schnell der Junge denken konnte. Vom Gedanken bis zur Frage dauerte es nicht länger als ein Augenzwinkern. Der Urgroßvater wusste von all den toten Fliegen, die in Tóvós Tabakdose lagen, und eines Tages hatte er auch gesehen, wie der Junge eines dieser armen Tiere in dem Napf ertränkte. Aber er hatte nichts gesagt, sondern nur vor der Tür gewartet, bis das Massaker vorbei war.

Jetzt erklärte er Tóvó, dass von allen Burgen die Burg der Masern am schwierigsten zu erobern sei. Nur ein besonders listiger Prinz konnte sich durchs Tor schleichen und die Siegesfahne hissen.

Großmutter Pisan

Zu Pfingsten hielt der Karren zum ersten Mal vor dem Haus in Geil. Der Urgroßvater öffnete, und Nils Tvibur und ein anderer Mann kamen herein, um Pisan zu holen, oder Großmutter Pisan, wie die Kinder sie nannten.

Pisan stammte von der Hestoy, und nachdem der älteste Sohn des Bauern Tamar sie geschwängert hatte, hatte sie dieses Kind gleich nach der Geburt getötet.

Das erzählte der Alte Tóvó seinem Urenkel einige Jahre später.

Pisan brachte ihre Tochter in einem Torfversteck oben auf der Insel zur Welt, sagte er. Dem Kind fehlte nichts. Es duftete so frisch nach Mutterleib, und aus seinen gerade entfalteten Lungen spürte sie den warmen Atem an ihrem Hals und den Wangen. Sie sagte, sie hätte diesen Atemstoß wie einen Sturm empfunden, den stärksten, den sie je erlebt hatte; er kam aus den schmalen Nasenlöchern und dem kleinen Mund. Sie legte das Kind an ihre Brust, und nachdem es sich satt getrunken hatte, tat Pisan das, was viele andere unverheiratete Mütter in jenen Jahren taten, in denen das Knechtschaftsgesetz galt, sie tötete das Kind. Als das kleine Genick vertrauensvoll in ihrer Hand lag, drückte sie den Daumen auf die Kehle, und nachdem das Kind aufgehört hatte zu atmen, hüllte sie es in ihren gefütterten Schal, auf dem sie während der Geburt gelegen hatte, schnürte ihn gut zusammen und versenkte ihre ungetaufte Tochter in einem Wasserloch südlich des Fagradalsvatn.

Der Alte Tóvó strich mit den Fingern über die Hand seines Urenkels. Eines durfte er ihm glauben: Sollten die Männer der Insel eines Tages dieses Wasserloch leeren, würden sie ein Massengrab mit Säuglingen finden, die in gefütterte Schals gewickelt waren. Gewiss würde sich Pisan am Jüngsten Tag für das, was sie getan hatte, verantworten müssen. Aber die Hurenböcke der Insel ebenfalls. Und der Teufel möge ihnen geben, was sie verdient hatten.

In der *Saga Hestoyar* schreibt Pastor Viderø: *Viele Tränen wurden hier auf Hestoy vergossen, doch Gott verwandelt sie in den schönsten Regenbogen.*

Pisan war es nie gelungen, den Regenbogen des Pastors zu sehen. Vielmehr könnte man eher sagen, sie ist mit einem neu gestrickten Schal, mit Fellschuhen und Holzschuhen an den Füßen und ihrem Bündel unter dem Arm auf dem Regenbogen über den Fjord geflohen.

Viele Jahre hatte sie ihr Auskommen auf verschiedenen Höfen auf Sydstreymoy, und nachdem sie in eine Dachkammer in der Nähe von Sjarpholid in Tórshavn eingezogen war, legte sie draußen am Rundingen Fisch zum Trocknen aus und ging der Hausherrin zur Hand, die gerade niedergekommen war.

Der Spitzname *Pisan* bedeutet Vogelküken und reimte sich auf den weiblichen Körperteil, den sie unter ihrem Hemd trug; und was sich nicht mit Münzen bezahlen ließ, beglich sie mit dem, worauf sich ihr Spitzname reimte.

Einer ihrer alten Freier und Freunde war der Alte Tóvó, und als sie alt geworden war, erbarmte er sich ihrer und nahm sie in seinem Haus in Geil auf. Und dort bekam sie die Masern.

Der Karren holte Pisan am Pfingstabend ab. Zu diesem Zeitpunkt lag der kleine Tóvó selbst mit Masern im Bett und nahm nicht wirklich wahr, was vor sich ging. Er sah nur den blauen Vogelkükenkopf, als man sie in den Sarg hob.

Hier muss hinzugefügt werden, dass der Alte Tóvó 1822 Wit-

wer geworden war. Ebba, seine Frau, stammte aus dem Venzilstova in Kaldbak, und sie hatten zwei Kinder. Die Tochter hieß Gudrun, wurde aber Gudda genannt. Mit elf Jahren begann sie als Magd beim Pächter des Krankenhauses von Argir. 1820 wurde Claus Manicus als Landeschirurg eingesetzt, und in den Jahren, in denen er auf den Färöern arbeitete, war Gudda Dienstmädchen in seinem Haus. Als das Ehepaar Manicus 1828 die Färöer verließ, boten sie Gudda an, sie nach Dänemark zu begleiten. Sie war dreizehn Jahre bei ihnen im Dienst gewesen, als sie ganz unerwartet im Alter von neunundvierzig Jahren starb.

Der Sohn des Alten Tóvó wurde ebenfalls Tóvó genannt. Er und seine junge Frau Annelin wohnten ebenfalls in dem Haus in Geil. Annelin war schwanger gewesen, als ihr Mann mit dem Schiff *Royndin Frída* unterging. 1810 brachte sie Betta zur Welt. Kurz darauf heiratete Annelin Finnur, einen Bauern aus Kirkja auf der Insel Fugloy. Betta, ihre kleine Tochter, ließ sie jedoch bei den Großeltern in Tórshavn zurück. Sie sollten sie großziehen.

Sorgen und Verse

Sechzehn Tage später hielt der Karren wieder vor dem Haus in Geil. Tóvó hatte das Gefühl, als hätte man einen Knüppel zwischen die Speichen beider Räder geworfen, und wenn er später an die Ereignisse zurückdachte, kam es ihm vor, als hätte der Karren während seiner gesamten Kindheit dort gestanden und sich immer weiter und tiefer bis auf den Boden seiner Seele gebohrt.

Nils Tvibur und ein Mann mit einer Maske stellten den leeren Sarg auf den Boden. Die Maske hatte einen Schnabel, und in dem Schnabel lagen ein wenig getrocknetes Moos, Kümmel und Meerrettich. Der Geruch sollte der Ansteckung vorbeugen.

Das Haus in Geil war so schön geworden. Bevor die Masern ausgebrochen waren, hatte Martimann über den halben Boden neue Dielen verlegt und einen Herd aufgestellt. Die Krankheit verlief wie erwartet. Martimanns Augen und Wangen schwellen an, er lag mit hohem Fieber eine Woche im Bett. Als er sich besser fühlte und der Husten etwas nachgelassen hatte, meinte er, es wäre nicht schlimm, wenn er hier und da eine Diele festnagelte. Er hatte sonst nichts zu tun, und den Alten Tóvó darum zu bitten, brachte er nicht fertig. Als Schuhmacher hatte sich der Alte einen guten Ruf erarbeitet, doch als Schreiner war er nicht zu gebrauchen. Daher stand Martimann selbst auf, und mit jedem Brett, das er festnagelte, ging es ein wenig besser. Die breitesten Bretter hatte er aufgespart, um sie an der